

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 26. Juni 1902.

(Nachdruck verboten.)

„Das Fischermädchen.“

Roman von S. E d h o r.

(Fortsetzung.)

„Ich — auf der Schulbank!“ Mois brach in lautes Lachen aus. „Das fehlte noch, mich Naturmenschen in eine Schablone zwängen, mich zurecht schneiden und stutzen zu lassen, den Rücken krümmen lernen und die Schleicherschritte . . . Komm' nach Hause, Gitta, komm' heim, mir graut — ich könnte mich sonst bereden lassen, mit der Fibel auf die Schulbank zu gehen. Nein, Herr, damit ist es nichts. Ich will weiter nichts wie Gitta, nur diese allein.“

„Glauben Sie das Mädchen glücklich machen zu können mit Ihrem Starrsinn? Sehen Sie den Unterschied zwischen Ihnen nicht ein?“

„Wozu brauchte ich die Professorenweisheit auf dem Meere? Praktische Erfahrung bringt mich weiter. Die Bildung kann mir nicht helfen, ich habe keine Zeit in den Büchern zu lesen.“

„Wenn Sie's aber gethan — wenn Gitta sich Ihrer Unwissenheit nicht schämen müßte, würde sie das Wort der Verleugnung nicht gesprochen haben.“

„Deshalb hat sie sich meiner geschämt — deshalb?“ Der Fischer ging einige Schritte zurück und blickte auf Gitta; es war ihm, als fielen die Schuppen von seinen Augen. „Das war es? Ich bin zu unwissend! Ja, daheim in der Matrosenjoppe, dahingestreckt im Dünenande, komme ich mir ein theil klüger vor, als hier vor Ihnen! Herr, Sie sollen ein Gelehrter sein, so hat man mir gesagt, sprechen Sie, wie lange braucht es, bis ich so viel weiß wie Sie?“

„Ich habe mich mit unnützem Kram abgegeben, was nicht jedermanns Sache ist. Es giebt keine gewissen Schranken der Wissenschaft, sie ist uner schöp flich.“

„Es würde also doch nur Stückwerk sein, wenn ich zum Beispiel zwei Jahre daran setzte?“

„Nehmen Sie immerhin die beiden Jahre, setzen Sie Ihre ganze Kraft heran, Sie werden wenigstens etwas gewinnen.“

„Ich will die Sache mit Gittas Eltern überlegen. Heute aber kehren wir diesem Lande den Rücken. Du gehst doch mit, Gitta?“

„Wie der Großvater es bestimmt, soll mir recht sein.“

„Er braucht Dich nicht; hier sind andere zum Zeitvertreib.“

Ein schmerzliches Lächeln glitt bei diesen rücksichtslosen Worten über das blasse Greisengesicht.

„Das Alter ist wie eine Krankheit . . . für mich ist der späte Abend angebrochen, die Nacht dämmert herein, dies —“

die weiße Hand des Freiherrn zeigte auf Gitta, „dieses ist das letzte Licht, welches mir leuchtet, wenn es schwindet, ist es dunkle Nacht. O, die Nacht, die schreckliche Nacht!“

„Herr, es ziemt sich nicht, daß ich als junger Mensch Ihnen Vorhaltungen mache, sicher nicht, aber ich kann das, was sich mir auf die Rippen drängt, nicht unterdrücken. Warum haben Sie Ihren Lebensabend so einsam gestellt? Weib und Kind wären gern bei Ihnen geblieben und hätten Ihre alten Tage mit Liebe und Sorgfalt umgeben . . . Jetzt will die reiche Wissenschaft nicht ausreichen — sie kann die Herzenskammer nicht ausfüllen. Die kalte Wissenschaft kann das Herz nicht wärmen, sie bleibt oben im Hirn bei der kalten Vernunft . . .“

Ein leises Nschzen antwortete den kühnen Worten.

„Du weißt nicht, was Du redest,“ rief Gitta weinend aus.

„Gehen Sie noch nicht, ich habe noch mit Ihnen zu reden, junger Mann.“ Der alte Freiherr hob langsam das weiße Haupt von der Brust und sprach sehr leise und sehr sanft: „Als ich mich verlobte, war ich freilich älter wie Sie, ging aber wie Gitta, eine sogenannte geistige Mesalliance ein. — Da war alles voller Feierlichkeit in meinem Innern, alles ruhig, alles voller Sanftmuth. Meiner Liebe hätte ich jedes, das größte Opfer gebracht, wenn es erforderlich gewesen. Bei Ihnen scheint es anders zu sein, Sie suchen sich Ihrer Braut nicht näher zu bringen. Sie trogen auf Ihrem Standpunkt. Kennen Sie denn nichts Höheres, wie Ihre Leidenschaft? Ich lasse den Stolz gelten, aber er darf nicht verlangen, daß Gitta, die das Höchste für Sie sein soll, zu Ihnen herabsteigt, sondern er muß Sie zwingen, sich höher hinaufzuschwingen, damit Sie geistig ebenbürtig werden. Sie können es, Ihr Geist ist geweckt und bildungsfähig, es ist eine billige Forderung. Werfen Sie die häßliche Selbstsucht von sich ab — es ist freilich nicht leicht, ich habe ein ganzes Lebensalter dazu gebraucht, vielleicht gelingt es Ihnen rascher, die Jugend überflügelt uns Alte ja in vieler Hinsicht — ist der Preis nicht hoch genug?“

„Ich habe bereits gesagt, daß ich die Angelegenheit zu Hause mit Ruhe überlegen will.“

„Nun wohl. Gitta geht nicht mit Ihnen zurück. Die Welt hat gewisse Schicklichkeitsregeln gegeben, die wir innehalten müssen, wollen wir uns nicht abfälliger Beurtheilung preisgeben. Ich selbst werde sie ihren Eltern zurückführen.“

Mois stand verstummt und blickte nachdenklich zu Boden. „Herr,“ begann er plötzlich, „Herr, wissen Sie was Liebe ist?“

„Ich weiß es . . . Als ich mich mit Brigitta versprach am Ostseestrande, standen über uns unzählige schöne Sterne — und in meinem Herzen war eine Freude, welche ich nie wieder in meinem Leben empfunden habe. Es war so süß, so süß, so

herrlich in mir, als wie einem als Kind öfters zu Muthe ist, wenn man die ganze Welt an das Herz drücken möchte, damit es nur gestillt ist. O, mein Gott, was ist es für ein Glück, zu wissen, daß ein einzig Herz in dieser Welt ist, das uns liebt, das treu und unverbrüchlich an uns hängt, das kein Unglück von uns reißen kann. O, was ist das für ein Glück! Damals ging ich glücklich berauscht nach meiner Stube zurück, ich zündete alle Lichter an, deren ich habhaft werden konnte, nicht für mich, sondern für das andere Herz, welches bei mir weilte, ich war gleichsam nicht mehr allein. Es war Sabbath in meiner Seele und in meiner Umgebung. Aber ich blieb nicht lange sitzen, sondern stand auf, ging zu dem Fenster, öffnete es und lehnte mich hinaus. Auch draußen war Ruhe, Stille, Feierlichkeit und Pracht, es rührten sich die unzähligen, silbernen Sterne am Himmel . . . Die Liebe hat in meinem Herzen gelebt und mich zu einem besseren Menschen verwandelt. Ich habe die Welt mit anderen Augen betrachtet und habe gesehen, wie reizend und zaubervoll die Natur ist. Auch mit den Menschen ist es nie anders geworden. Es sind mir die Augen aufgegangen, daß viele um mich wohnen, die ich zu beachten hatte. Ich bin mit diesem und jenem zusammengekommen, habe Rath gegeben und empfangen und habe von den Schicksalen der Welt erfahren: wie sie hier leben, wie sie dort leben, wie sie hier Freude haben und dort leiden und hoffen. Und überall, wo sich die Fluren dehnen, schlagen die Herzen der Menschen und Thiere . . . alle bauen sie an einem kleinen Orte der Fluren einen Wohnplatz, über dessen Rand sie kaum hinaussehen auf die andern . . . Ich will der Wonneseit nicht gedenken, die folgte, als ich mich mit Brigitta in dem einsamen Waldhause einsperrete, nur in und für uns lebend — noch weniger der fernern Zeit, die Kummer und Trübsal brachte, ich könnte es nicht, ohne noch jemand anzuklagen, der es auf seine Art gut mit mir meinte und der es gewöhnt war, mit starker, gewaltthätiger Hand zuzugreifen . . . er hatte den unmündigen Knaben geführt und dieser war gehorsam und gewöhnt, dem willensstarken Bruder nachzugeben . . . Und damals hatte sich ein krankhaftes Gefühl herausgebildet in meinem Herzen — der gewaltige Abstand zwischen Geist und Charakter erschreckte mich . . . aber es wäre mit der Zeit richtig überbrückt worden, die mächtige Liebe hätte hier geholfen, Brigitta war jung, sie konnte noch viel lernen, die Liebe hätte sie gelehrt . . . Dazu ließ er's nicht kommen; von anderen Gesichtspunkten geleitet, hoffte er die Ehe zu lösen und mich wieder frei zu machen. Er benutzte meinen unglücklichen Zustand — Gott verzeihe ihm und mir! Ich war ein schwankendes Rohr und dem Sturme nicht gewachsen. Ihr Kinder! Wie sinkt jedes andere Ding der Erde vor der Festigkeit der Pflicht zu Schanden nieder!

„Herr, Sie kennen die Trennung, aber nicht das Furchtgefühl, daß uns das Liebste entrisen werden könnte. Diese Sterbensangst kann man nicht begreifen, nur empfinden.“

„Ihnen soll nichts entrisen werden, ohne Gittas Willen gewiß nicht! Glauben Sie, daß der Besitz allemal glücklich macht — daß es überhaupt das Höchste ist?“

„Es ist das Endziel unseres Strebens . . .“

Der alte Freiherr nickte. „Es giebt Höheres, viel Besseres, aber da sind nur wenige, die es vermögen.“

„Was wäre das?“

„Das Entsagen!“

Mois brach in lautes Lachen aus, das mißtönig durch die Stille des Zimmers schallte. „Ich sollte entsagen, um sie einem anderen, einem reicheren, gebildeteren lassen, der sie glücklicher macht, wie ich?“

„Wenn Gitta einen anderen lieber hätte, gleichviel, ob er reich oder arm ist, dann wäre es an Ihnen —“ Der Greis hielt inne. Er war im Zweifel, ob das, was er zu erklären versuchte, nicht über die Fassungskraft des Burschen ginge.

Mit blitzenden Augen hatte Moïz zugehört. „Dann müßte ich entsagen,“ rief er mit starker Stimme, „ich müßte mit blutendem Herzen entsagen, trotzdem keiner auf Gottes Welt Gitta so glücklich machen wird, wie ich; weil kein Sterblicher sie so liebt, so lieben kann. — Hören Sie wohl Herr? So lieben kann, wie ich.“

Geräuschlos war der alte Wolfensteiner in das Zimmer gekommen. Er kam mit seinem schwarzen Sammetrock bis in die Mitte des Zimmers geschritten, blieb stehen und sagte zu Moïz: „Die Aufregung ist zu groß für den kranken Freiherrn, sehen Sie das nicht?“

Der junge Fischer erschraf. Daran hatte er nicht gedacht. Mit einer ungeschickten Verbeugung eilte er zur Thür hinaus.

Nachdem er gegangen, faßte der Wolfensteiner Gittas Arm und sagte: „Willst Du den Menschen heiraten?“

„Ja“, sagte sie fest und ohne Zögern.

„Dann haben wir nichts mehr mit ihm zu verhandeln. Sonst hätte ich die Auseinandersetzungen geleitet. Es sind die Konsequenzen Deiner Mißheirat, Wilhelm, gib Dich zufrieden.“

Bei diesen Leuten hilft das Repetiren einer unglücklichen Lebensgeschichte als abschreckendes Beispiel so wenig, wie ein Appell an das Ehrgefühl . . . Was weiß solch Bursche von einem Entsagen, um Gittas Glück zu begründen — und sie hält ja, allen Schönheitsgesetzen zum Trotz, an ihm fest.“ —

An diesem Tage verließ Gitta ihren Großvater nicht eine Minute. Hand in Hand saßen sie nebeneinander . . .

Spät am Nachmittag kam ein Diener, um noch einmal den Moïz zu melden, der in seine Heimat abreisen wollte.

Ein wenig beschämt und niedergeschlagen kam er bald darauf herein.

„Ich wollte Ihnen, Herr, und der Gitta Lebewohl sagen. Und dann wollte ich Ihnen noch sagen, daß ich mir die Sache überlegt habe. Ich werde lernen, das Lernen, was Sie mir gesagt, um Gittas willen, damit sie sich meiner nicht schämen braucht. Ich werde in der Heimat lernen, Lehrer und Bücher bekomme ich überall . . . ich könnte ohne das Meer, an dem ich aufgewachsen, nicht leben. Ich werde mit Eifer an die Sache gehen, Sie sollen mit mir zufrieden sein. Herr, ich werde zwar niemals in Ihrer Sprache reden lernen, und nicht vermögen aus Busch, Strauch und Blumen die Goldkörner zu suchen — nicht jeder Vogel ist eine Nachtigall — wenn ich so ein unscheinbar grauer Hänfling bleibe, der sein Liedlein singt, so gut ers kann, werden Sie mit mir zufrieden sein, nicht wahr? Was ich tief im Herzen trage und was mich bewegt im tiefsten Grunde, werde ich niemals aussprechen können . . . O, könnten Sie meine Seele herausnehmen, ja, könnten Sie's, damit Sie nur sehen, wie unfäglich lieb ich Gitta habe! Aber vielleicht lerne ich noch etwas anderes — das, was Sie das Höchste und Beste geheißten. Es schwebt über mir in Himmelsferne, aber ich werde daran denken, vielleicht bringe ich es mir näher. Leben Sie wohl.“

In tiefer Bewegung strich der Freiherr mit der Hand über das Jünglingshaupt. „Gott geleite Sie, mein Sohn.“

Als sich Moïz wieder aufrichtete, lag eine seltsame Ruhe auf seiner breiten, schön geformten Stirn. Er wendete sich an Gitta und schüttelte krampfhaft ihre Hand. „Er hat mich seinen Sohn geheißten, Du hast es gehört, ich werde ihm dies Wort vergelten. Es hat mich außer Deinem Vater keiner so genannt . . .“ Seine Stimme brach; er eilte mit verhülltem Angesicht zum Zimmer hinaus.

Er hatte schon lange das Gemach verlassen, als der Wallisser Freiherr zu seiner Enkelin sagte: „Es gähren viel Elemente in seinem Innern, viel Unverständenes . . . Tiefe, dunkle Gewalten ringen um die Oberhand. — Vielleicht wird Edles

daraus, es kann aber auch das Gegentheil werden. Ein naturrohes Herz, das nie gelernt hat mit seinen Gefühlen zu spielen und sie zu lenken, ist unberechenbar.“ —

IX.

Ein ganzes Jahr war verflossen.

Der Sommer ist wieder eingelehrt und mit ihm Rosen und Blumen die Menge.

Es hatte sich nichts geändert in der Zeit.

Das weiße Fischerhäuschen am Strande steht wie immer, der weiße Dünenstrand lagert ringsum und dahinter grünt und blüht der kleine Hausgarten mit dem alten Hollunder.

Der alte Fischer Heise sitzt auf der Bank unter dem Fenster und raucht seine Pfeife. Im Zimmer hantirt Frau Heise emsig am Herd, sie, die geborene Frein v. Wallissen, trägt das unscheinbare Messkleid und die blaue Leinenschürze wie früher. — Die Geräthe und Möbel sind dieselben in der Stube wie früher. Nur um das kleine Delbild an der Wand liegt ein frischer Ephenkranz und weiter im Dorf, auf dem Friedhof, leuchtet ein kostbares Marmorkreuz über das Dorf herüber . . . Der Freiherr v. Wallissen hat diesen Gedenkstein als Genugthuung seiner verstorbenen Gattin setzen lassen, seiner Brigitta, die ihn so treu geliebt, die ihm alles geopfert und die er doch so unglücklich hatte werden lassen. „Hier ruht in Gott Brigitta, Freifrau v. Wallissen, geb. Heinrich“ stand darauf. Ach, so viele, viele Jahre hatte es gebraucht, ihre Ehre herzustellen! Der Freiherr war persönlich bei Errichtung des Denkmals erschienen, er hatte es sich trotz seines hohen Alters und seiner Hinfälligkeit nicht nehmen lassen; ernst und schweigsam und aufgelöst in stiller Behmuth hatte er dabei gestanden. Gitta war mit ihm gekommen. Und als der Freiherr wieder abreiste, blieb sie im Hause ihrer Eltern.

Bei dieser Gelegenheit hatte der Freiherr erfahren, daß Moïis in Danzig weile und eifrig studire. Er hatte beifällig genickt und nichts weiter gesprochen.

Moïis kam alle Sonnabende nach Hause und blieb bis Sonntag Abend dort, dann ging er wieder zu seinen Büchern zurück.

Wie und was er trieb, war nicht zu erfahren, weil er sich zurückhaltend zeigte. Wenngleich Gitta zu Hause weilte, kam er doch nicht öfter, sondern hielt regelmäßig an dem Sonnabend Abend fest. Zur bestimmten Stunde, wenn die Sterne am Himmel standen, sah man ihn mit Ränzel und Stock durch die Felder kommen und in seinem Häuschen verschwinden. Er kam jedesmal zu Heises, sprach gut und liebevoll mit ihnen, ließ sich alles erzählen, was in der Woche geschehen, und wer auf den Fischfang hinaus gewesen und ob viel Bernstein gefunden sei und dergleichen mehr, wofür er lebhaftes Interesse zeigte, sonst aber war er schweigsamer und verschlossener geworden. Niemals sprach er von seinen Büchern oder was er aus ihnen lernte, auch niemals von seiner Reise nach Westfalen oder von dem alten Freiherrn. Er schien nur große Freude zu haben über Gittas Rückkehr.

Das großmüthige Anerbieten des alten Freiherrn hatte er endgiltig abgelehnt, er wollte sich in seinen Studien nicht unterstützen lassen; er hatte genug erspart, um die Auslagen selbst bestreiten zu können.

Und so war das ganze Jahr vergangen, an dem er jeden Sonntag Gitta gegenüber gesessen . . . er hatte ihr jede erdenkliche Aufmerksamkeit erwiesen, aber nie hatte er ihr eine Zärtlichkeit aufgedrängt — zurückhaltend war er geblieben, wie ihr Wesen ihm gegenüber es bedingte. Eine leise Traurigkeit kam bei Gitta zum Ausdruck . . . es war nicht zu verkennen, daß sie aufathmete, wenn er gegangen, und beklommen wurde, wenn er unerwartet vor ihr stand. Wie hatte sich doch alles — alles geändert und er hatte sie doch so glücklich machen wollen — er hätte ihr die Sterne vom Himmel holen mögen, nur um sie zu beglücken und war doch nicht imstande, ein einziges Rätheln der

Liebe und des Glückes auf ihre Lippen zu zaubern! Mit sehnsüchtigen Augen blickte sie an ihm vorbei, nach der Himmelsrichtung, wo die rothe Erde lag.

Nach wem — ja nach wem sehnten sie sich, die so blassen Wangen und trüben Augen?

Moïis ließ in Gedanken alle die Männer vorbeipassieren, die er damals gesehen, er hatte sich jedes Gesicht eingepreßt in der kurzen Minute, wenn er auch ihre Namen nicht kannte — er konnte den richtigen nicht finden. Und auch er wurde mit der Zeit traurig, und so kam es, daß sie Stunden lang sich gegenüber saßen und daß keiner von ihnen sprach.

„Der vornehme Kram paßt schlecht in unsere Hütte,“ sagte der alte Heise zu seiner Gattin. „Macht ein Ende damit. Der Moïis sieht schlecht aus und die Gitta wird wie ein Schatten, was sind das für Sachen, lasse sie Hochzeit halten!“

Frau Heise sah bekümmert aus. „Ich fürchte, es wird nicht dazu kommen.“

„Warum hat sie sich denn mit ihm verlobt?“

„Weil wir es so sehr wünschten, und damals kannte sie ihr Herz noch nicht.“

„Bei dem Großvater sind ihr große Dinge in den Kopf gesetzt worden, die ihr kein Mensch verwirklichen kann, ist es so?“

Die Frau wischte heimlich eine Thräne von der Wimper.

„So kann es nicht bleiben, es muß ein Ende gemacht werden.“

Und er sprach mit Moïis . . .

Dieser schüttelte den Kopf. „Wir wollen sie nicht zwingen,“ bat er traurig.

Wieder schleppten sich die Wochen dahin . . . Dann aber brach eitel Sonnenschein durch das trübe Gewölk. Charlotte von Helmstaedt mit der kleinen Waldtrud war nach Bröjen gekommen; sie hatte Wohnung genommen im Gasthof und pflegte regen Verkehr mit dem Fischerhaus. Gitta war wie neu belebt, sie lustwandelte mit der Baronin am Strande, sie scherzte und spielte mit der Kleinen, sie schmückte die Stube mit Blumen zum Empfang und bereitete den Kaffeetisch im Garten . . .

Die beiden Eheleute wechselten bedeutsame Blicke.

In Gitta regte sich das vornehme Blut, sie sehnte sich hinaus nach dem Verkehr mit vornehmen Leuten.

„Der arme Moïis!“ seufzte der Vater.

„Und wie soll das enden?“ flüsterte die Mutter besorgt.

Draußen im Garten plauderte die Baronin und lachte dazwischen und Gitta lachte auch — das erste Lachen seit sie zu Hause weilte.

„Und nun sind sie alle ausgeflogen, nach dem einsamen Winter, den wir hatten . . .“ plauderte die Baronin vergnügt weiter. „Fürstin Ingeborg weilt in Ems, sie bildet sich ein Halsleiden ein — die böse Tama flüstert von einem alternden Prinzen aus regierendem Hause, der sie im Winter ausgezeichnet . . . er ist ebenfalls in Ems zur Kur. Wolfgang ist noch immer in Norwegen, ich habe ihm geschrieben, er soll mich von hier abholen, vielleicht benützt er den Seeweg . . . Der Großvater hat ihn sentimental gemacht, etwas schwermüthig war er als Knabe schon. Solche Phantasten machen sich das Leben gehörig schwer, statt frisch zuzugreifen, trauern sie der einzigen Blume nach, die sie zuerst gesehen und den ihr Kinderwille mit Eigensinn haben will. Er ist und bleibt ledig. Der Vater läßt ihn in unbegreiflicher Nachsicht gewähren, dabei ist es hohe Zeit für Wolfensteins Erbherrn, sich ein junges Weib zu holen. — Ach, diese Idealisten werden weder zu Glück, noch zur Einigkeit kommen. Ingeborg ist wahrhaftig weit genug entgegengekommen — aber an Wolfgang's Eigensinn scheiterte alles. Onkel Wilhelm allein billigt sein Leben . . . Einen schönen Gruß soll ich Dir bestellen von der Frau v. Reihem, sie hofft Dich im Winter wieder bei uns zu sehen . . . Onkel Wilhelm ließ mir keine Ruhe, ich mußte zu

Euch nach Bröfen fahren . . . ich soll Dich mitbringen, auch der Vater mißt Dich sehr . . . Die alten Försterleute in der Wolfsegge leben noch immer; sie fragten nach Dir und besonders nach Deiner Mutter . . .“ Und so plauderte der rothe Frauenmund und Gitta horchte mit dem Herzen und laß jedes Wort von Charlottes Lippen. — — —

Es war hoher Wellenschlag und die Badegäste eilten, ihre Bäder zu nehmen, es war so köstlich frisch im Wasser.

Die Baronin war mit Gitta vom Strande zurückgekommen. Sie wollte heute Brieffschaften erledigen und Gitta wollte allein im Hause, die Eltern hatten einen Gang in das Nachbardorf unternommen, wo ein Bekannter des Vaters beerdigt wurde. Und morgen in aller Frühe wollte Heise hinaus auf die See zum Fischfang.

Der Nachmittag war bereits vorgerückt, die Sonne sank wie ein Blutball in das Meer, aber ein violetter Streifen säumte sie ein, das Zeichen, daß veränderliches Wetter in Aussicht stand. Wie waren die Tage hier am Strande hingegangen? Gitta mußte es denken, ohne ihn — ihn, den Einzigen, an den sie immer denken mußte, immer und ewig! Aber auch an ihn, den treuen Alois dachte sie . . . Die Tage waren so lüde, so schmeichlerisch und so unschuldig dahingegangen . . . Keiner brachte etwas Neues, an keinem war ein bedeutsames Wort gesprochen worden . . . Er heißte nicht, er forderte nicht, er hoffte nicht — oder doch? Ein unendliches Mitleid und Erbarmen kam über sie, sie hätte sich die Adern öffnen mögen, wenn es nur ihm Viderung und Glück zu bringen vermocht hätte. Würde er immer so geduldig bleiben? —

Wie schwer ist es doch, das kleine Menschenherz zu bezwingen!

Gitta stand an der kleinen Gitterpforte im Garten und schaute über die grüne Hecke nach dem Strande hinunter, der still und verlassen dalag. Die Wellen plätscherten laut und murmelten geheimnißvolle Märchen von verborgenen Tiefen . . . Die Fischerbote lagen weiterhin auf den Dünen, sie hielten den schneeweißen Kiel nach oben gerichtet. Die Möwen flogen dicht auf dem Wasserspiegel, diesen mit ihren Flügeln berührend. Der Geruch von frischem Seetang strömte herbei und der süße Duft der blühenden Rosen mischte sich mit ein . . . Und wie schön das alles war. Der Garten mit dem dufenden Jasmin, dem blauen Rittersporn, den süßen Nachtviolen, daneben das kleine, weiße Fischerhäuschen mit den rings ausgespannten Netzen! Geschäftig rollten und patzten die Meereswogen auf den hartgeschlagenen Strand, geheimnißvoll murmelnd, als wüßten sie von ihrer Unendlichkeit vieles zu erzählen . . . von den Schätzen in ihren Tiefen, von den Korallenpalästen von Nixen bewohnt und von dem kleinen Menschengeschlecht auf dem Erdenfaum . . . von Arbeiten und Mühen, von Liebe und Haß, Kummer und Noth . . . wie manches müde Herz in ihren weichen Armen Ruhe und Vergessenheit gefunden nach des Lebens hartem Strauß und wie verzweifelt manche mit ihnen gerungen, die sich nicht gefangen geben und nicht zur ewigen Ruhe bringen lassen wollten! Ach, Du ewiges Meer!

Wie klein ist die Scholle Sand, worauf das kleine Menschengebäude steht, und wie viel Herzeleid, Liebe und Lust, Thränen und Schmerz umschließt es!

Ein in sommerliches Grau gekleideter Herr näherte sich vom Strande her dem kleinen Fischerhaus. Gittas Herz stand beinahe still . . . ihr Auge haftete auf der stattlichen Erscheinung — Wolfgang! Sie wußte selbst nicht, daß sie ihm entgegenstürzte, das sie mit selig lächelndem Munde und leuchtenden Augen vor ihm stand und er — in seliger Vergessenheit, hatte er sie in der Allgewalt seiner Liebe in die Arme gerissen und an die Brust gedrückt. — — —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Erbspiegel.

Novellette von Oskar Eisner.

Herr Assessor Brunner und seine junge Gattin Emma begleiteten den Herrn Landgerichtspräsidenten nebst Frau Gemalin, die soeben die Antrittsvisite der jungen Eheleute erwidert hatten, bis zur Entreehür, dankten nochmals für die hohe Ehre des Besuches und kehrten dann in den Salon zurück. Derselbe war aufs vornehmste eingerichtet: überall moderne Möbel, Vorhänge, Teppiche, Kunstfachen und mitten darunter, quer über eine Zimmerecke gestellt, ein alterthümlicher hoher Spiegel mit einem Untergestell von drei Stufen, zwei starken runden Säulen mit Kapitälern von Akanthusblättern, darüber eine halbrunde Bogenkrönung, die dem Ganzen das Ansehen eines schmalen antiken Thores verlieh — einem Triumphbogen nicht unähnlich.

Auf der Stirn des Assessors lag eine leichte Wolke des Unmuths.

„Sagte ich Dir nicht, lieber Schatz,“ hob er an „wie es kommen würde? Der Erbspiegel, über den ich mich schon so oft geärgert habe! Hast Du nicht bemerkt, wie eigenthümlich die Frau Präsident dieses Monstrum ansah, wie spöttisch sich ihre Lippen verzogen? Die Dame ist bekannt als Lästertzunge. Wie wird sie nun in Gesellschaft über unsere Geschmacklosigkeit losziehen, mitten in eine moderne Nußbaumausstattung ein so altes, längst veraltetes Mahagonistück zu stellen! Dieser Spiegel hat ja nicht einmal eine einheitliche Spiegelscheibe! Ach wie mich die Sache verdrießt!“

„Aber lieber Mann,“ antwortete Frau Emma, „daraüber brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen! Das sieht doch jeder, daß das ein Erbstück und hier aus Pietät aufgestellt ist. Gar mancher könnte uns um das seltene Möbel beneiden. Es hat sicher einmal hundert Thaler gekostet, heute kennt man so solide Handarbeit nicht mehr.“

„Ja, ja, aber der Spiegel paßt nicht in unsern Salon. Du weißt offenbar nicht, welch' großer Werth heutzutage in der Gesellschaft auf eine hübsche Einrichtung der Wohnung gelegt wird. Deine Eltern haben uns aufs prächtigste ausgestattet, aber daß sie uns aus ihrer eigenen Behauptung diesen Spiegel mitgaben —“

„Du bist recht undankbar, Heinz,“ sagte die junge Frau ein wenig schmollend, „Mama hat Dir doch gesagt, daß dieser Spiegel nach einer alten Tradition immer auf die sich verheiratende Tochter übergeht, die ihn auch ihrerseits“ — dabei blickte die Sprecherin verschämt zur Erde — „weiter vererbt —“

„Wenn die Verhältnisse das gestatten,“ fiel der Assessor halb launig, halb ärgerlich ein, „nun ja, ich kenne ja des Spiegels Bedeutung und Geschichte. Wer weiß, wie viele Urgroßmütter sich eitel darin besahen, wie viele Figuren in Rüstrock- und anderen Kostümen er schon widergespiegelt haben mag! Ein Glück, daß das Glas von diesen Besichtigungen keinen Schaden gelitten hat!“

„Für so pietätlos hätte ich Dich nicht gehalten,“ erwiderte Frau Emma traurig und stand auf. „Wenn ich nicht gelobt hätte, dem Spiegel einen Ehrenplatz in der Wohnung einzuräumen, würde ich ihn auf den Boden oder in den Keller bringen lassen.“

Der Assessor zog die Uhr „Schon vier! Höre, Schatz, ich bleibe heut nicht zu Tisch. Ich muß noch ein paar dringende Sachen auf dem Gericht erledigen und gehe von dort direkt in meinen Klub. Vor 9 werde ich wohl nicht zurück sein! Adieu!“

Damit küßte er Frau Emma flüchtig auf die Stirn und ging. Sie wagte nicht, ihn zurückzuhalten, denn sie wußte, daß ihr Mann in solchen Fällen verstimmt war und dann am besten sich selbst überlassen blieb. Aus dem Klub kam er gewöhnlich in guter Laune heim.

Als Frau Emma eben den Salon verlassen wollte, um ihr Voudoir aufzusuchen, klingelte es draußen. Die Zofe erschien und meldete Fräulein v. Hohenhausen, eine Pensionsfreundin. Frau Emma ging ihr mit heiterem Antlitz entgegen — bei Frauen schlägt die ernste Stimmung bekanntlich schnell in eine fröhliche um — hieß sie herzlich willkommen und geleitete die Freundin in den Salon.

Fräulein v. Hohenhausen mußte aber gleichwohl die zurückgebliebene leichte Falte auf Emmas Stirn bemerkt haben, denn sie sagte plötzlich:

„Liebling, bist Du nicht glücklich in Deiner Ehe?“

„Ach Gott ja,“ kam es kläglich von der Hausfrau Lippen, „nur eins stört mein Glück und das ist dieser Spiegel, den ich familientraditionell erben mußte und den mein Mann leider gründlich haßt, weil er — der Spiegel natürlich — nicht zu unserer sensiblen Einrichtung paßt.“

„Dein Mann ist sehr thöricht,“ sagte die Besucherin; „er hat keine Ahnung von dem Werthe eines Erbspiegels im idealen Sinne; aber er kennt auch nicht den Werth eines Erbspiegels im realen Sinne. Hast Du nie davon gehört, daß solche Spiegel von unseren erlauchten Vorfahren des öfteren als Sparkasse angesehen und demgemäß benutzt werden? Wie oft werden zwischen dem Quecksilber der Spiegelscheibe und der hölzernen Rückwand des Spiegels Familiendokumente und — was noch viel werthvoller ist — Familientestamente und — was am allerwerthvollsten ist — Staatspapiere mit schönen Zinskoupons verborgen! Aus verschiedenen Gründen natürlich! Je mehr ich mir die Sache überlege, um so mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß es auch mit Deinem Spiegel eine solche Bewandniß haben muß.“

„Wie meinst Du,“ fragte die junge Frau eifrig, „hinter diesem Spiegel könnten sich Familiendokumente und sogar Bargeld befinden?“

„Warum sollte das nicht möglich sein? Erb Spiegel haben ihre Geheimnisse.“

„Das wäre ja herrlich! Wenn ich eines Tages vor meinen Mann hintreten und sagen könnte: „Lieber Mann, der von Dir so verachtete Erb Spiegel ist ein höchst werthvolles Möbel — siehe, hinter seinem Rücken habe ich diese Werthpapiere gefunden, die unseren Hausstand verbessern — meinst Du nicht, er würde seinen Haß gegen den Spiegel sofort aufgeben und diesen sehr verehrungswürdig finden?“

„Das glaube ich allerdings,“ erwiderte Fräulein v. Hohenhausen, „und deshalb schlage ich vor, daß wir den Spiegel alsbald auf seinen Inhalt untersuchen.“

„Wie meinst Du das, liebste Freundin?“

„Sehr einfach, wir lassen sogleich einen Tischler kommen, der den Spiegel von der Wand herunterholt und ihn vor unseren Augen von hinten sezirt, d. h. die bretterne Rückwand öffnet.“

„Aber wird der Mann nicht fragen, zu welchem Zweck? Die Sache ist doch auffällig —“

„Ein Tischler hat nicht zu fragen, und sobald er seine Arbeit gethan, wird er gegen sofortige Bezahlung fortgeschickt.“

„Und meine Zofe und der Diener meines Mannes? Was müssen die zu solchem Treiben sagen?“

„Die haben einfach zu schweigen, und wenn sie sich dennoch unterstehen sollten, zu reden, werden sie gekündigt.“

„Und mein Mann?“

„Großer Gott, welche Schwierigkeiten Du machst! Dein Mann ist nicht zu Hause und ehe er nach Hause kommt, ist alles vorüber.“

Das leuchtete der jungen Gattin ein. Demgemäß ertheilte sie dem Dienstpersonal den Befehl, sogleich einen Tischler zu holen, der mit Stehspiegeln Bescheid wisse.

Der Mann kam nach einer Weile mit Hobel, Stemmeisen, Säge, Hammer, Nägeln etc.

„Was befehlen gnädige Frau,“ fragte er, als ihn die Zofe in den Salon geführt.

„Ja, was befehlen wir Liebste?“ fragte Frau Emma besorgt und unschlüssig die Freundin.

Diese antwortete halb belustigt, halb ärgerlich: „Es giebt doch gar nichts Einfacheres. Der Meister wird jetzt diesen Spiegel von der Wand nehmen, ihn umgedreht auf den Teppich legen und die Rückwand aufmachen.“

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein,“ erlaubte sich der Tischler zu bemerken. „Diese Arbeit ist mir nicht neu. Bei so 'nem alten Spiegel glaubt man immer, daß was dahinter steckt. Kenn' die Arbeit ganz genau. Dazu brauche ich aber einen Gehülfsen. Dieser Spiegel ist nämlich dreitheilig: Aufsatz, Mittelstück und Untersatz. Der Aufsatz ist bei Benutzung einer Küchenleiter — so einer, die zum Dienstmädchenhängeboden führt — leicht abzuheben. Das Mittelstück ist aber mittelst Zapfen unter den Säulen in den Untersatz eingefügt und muß deshalb, wenns heruntergenommen werden soll, hochgehoben werden. Dazu gehören zwei Mann.“

„Lieber Himmel, welche Umstände!“ rief Frau Emma.

„Ja, wenn gnädige Frau nicht wollen —“ sagte der Tischler und packte sein inzwischen ausgepacktes Handwerkszeug wieder ein.

„Bleiben Sie doch, ich will ja,“ sagte Frau Emma und drückte zugleich auf den Klingelknopf, welches Zeichen den Diener des Messors herbeirief.

Sie werden dem Meister hier helfen,“ sagte zu ihm die Hausfrau, „folgen Sie seinen Anordnungen.“

Der Diener sah verdutzt daren. „Was soll also geschehen?“ fragte er den Tischler.

„Bitte zunächst um die Küchenleiter,“ sagte dieser. Der Diener brachte sie. Darauf bestieg sie der Meister, hob den Aufsatz des Spiegels ab und reichte ihn dem Diener, damit er ihn beiseite stelle.

„Nun helfen Sie mir, das Mittelstück herunterheben.“

Beide Männer griffen es rechts und links an den Säulen an, hoben es auf einen gemeinschaftlichen Ruck hoch und ließen es dann behutsam, die Vorderseite nach unten gefehrt, auf den Teppich nieder.

Der Diener wurde entlassen und zog sich kopfschüttelnd zurück. Der Tischler zog die die Bretter der Rückwand haltenden Nägel heraus und wollte eben die Bretter entfernen, als die Damen seine Thätigkeit hier für beendet erklärten. Das Uebrige würden sie selbst besorgen.

Der Mann empfahl sich mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Jetzt ist der feierliche Augenblick gekommen,“ sagte Fräulein v. Hohenhausen, „nimm alle Kraft zusammen, um die Vergangenheit und die — Zukunft zu schauen.“

Damit hob sie das rechte der den Hintergrund des Spiegels bildenden dünnen Bretter heraus. Es zeigte sich nichts als ein Streifen der mit Quecksilber belegten Spiegelplatte. Die kühne Alterthumsforscherin hob mit leichter Mühe das zweite dünne Brett — mit demselben Erfolge. Man schritt erwartungsvoll zur Beseitigung des dritten Brettes. Das sah indeß trotz Entfernung der Nägel fest im Holz und war nicht ohne Hilfe eines Hammers los zu bekommen. Die junge Hausfrau erinnerte sich, daß sich in der Küche ein Hammer befinde. Er wurde gebracht, Fräulein v. Hohenhausen ergriff ihn voll Muth und wollte soeben die entscheidenden Schläge auf das widerpänsstige Holz thun — da klingelte es draußen. Die junge Dame fuhr zusammen und ließ vor Schreck den gewichtigen Hammer fallen — direkt auf das Spiegelglas, das klirrend in tausend und mehr Splitter zerbrach.

Ehe noch die beiden Damen sich von ihrem Schreck erholt hätten, trat der Assessor in den Salon. „Ich komme etwas früher als gewöhnlich,“ sagte er unbefangen, „aber“ — da überflog sein Blick die Situation — „was ist denn das?“

Frau Emma faßte sich zuerst: „Lieber Mann, der alte Spiegel — die Freundin meinte, er könnte Geld hinter sich haben — und da dachte ich — wenn ich etwas fände — Du würdest nicht mehr so — und da haben wir ihn untersuchen wollen — und da bist Du zu früh nach Haus gekommen —“

„Lieber Schatz“, rief der Assessor fröhlich, „Deine Diebe rührt mich. In meine Arme, holdes Kind! Hinter dem alten Spiegel findest Du freilich nichts. Du sollst nämlich wissen: ich selbst habe ihn schon vor Dir heimlich auf Geld untersucht und gefunden: daß nichts dahinter steckt. Sol der Teufel die sogenannte Familientradition.“

„Wie schade“, sagte Frau Emma, „daß das Spiegelglas dabei zerfallen ist!“

„Laß Dich das nicht betrüben, Schatz“, erwiderte der Assessor, „jetzt bekommt der Spiegel ein einheitliches Glas und dann werde ich ihn mit einem Baldachin und Portierenflügeln versehen lassen, so daß er aussieht wie eine Thür zum Nebenzimmer. Damit fügt er sich unserer Wohnungseinrichtung vollkommen ein. Der Gedanke kam mir heute im Klub. Bist Du nun zufrieden, herziger Schatz?“

Damit öffnete er weit die Arme. Die junge Frau stürzte sich stürmisch hinein und wurde gleich darauf herzlich umschlungen. So ward ein alter Spiegel modernisiert.

(Nachdruck verboten.)

Käferchen!

Humoreske von Paul A. Kirstein.

— — und sie stampfte ganz erregt mit dem hochmodern und rothbraun beschuhten kleinen Fuß die Erde und rief laut und vernehmlich:

„Ich laß es mir nicht mehr gefallen! Unter keinen Umständen!! Ich bin jetzt ein erwachsenes Mädchen!“

Erschreckt sah die Mutter von ihrer Arbeit auf.

„Aber Käferchen — —“

Und noch einmal erfolgte das böse Stampfen.

„Ich bin kein Käferchen! Ich bin es nicht — —“ Die Süßchen tanzten fast einen Wirbel. „Ich bin konfirmirt, und der Prediger hat gesagt, wir treten nun ins Leben, wir müssen uns vorbereiten für die großen menschlichen Aufgaben, und — und . . .“

Sie kam nicht zu Ende, denn beschwichtigend hatte die Mutter wieder ihr: „Aber Käferchen“ eingeworfen, und Ella war darüber so außer sich, daß sie laut zu heulen anfing, aus der Stube lief und mit Donnergepolter die Thür hinter sich zuwarf.

„Nein, so etwas!“ Die Mutter starrte ihr mit weitaufergriffenen Augen nach. „Nein, so etwas! Da kriegt man ja ordentlich Angst . . .“

Jetzt wurde — sie hatte sich noch nicht von diesem Schrecken erholt — ganz hastig von der anderen Seite die Thür aufgerissen.

„Auguste — um Gotteswillen . . . was ist denn?“

Ganz verstört stand ihr Mann vor ihr, der Professor der Naturgeschichte Dr. Konrad Neuter. Die Brille saß ihm noch — wie stets beim Mittagsschlaf — auf der Stirn, und auf der Wange eingedrückt prangten noch die Ranken der Schlummerrolle: „Nur ein Viertelstündchen.“

„Was für ein Drachen war dies?“ fragte er, indem er dicht zu seiner Frau trat.

Die aber fand vorläufig nicht das rechte Wort; sie zuckte die Achseln und hob die Arme. „Käferchen war's,“ sagte sie mir, „Käferchen, sie lief aus dem Zimmer . . .“

Und der Professor Dr. Neuter rückte die Brille auf die Nase hinter und blinzelte durch die scharfen Gläser erst zur Thür und dann wieder auf seine Frau.

„Sie lief aus dem Zimmer?“ wiederholte er gedankenvoll, „hm . . . hm . . . Mit Donnergepolter und tönendem Krach! hm . . . hm . . .“ Er verschränkte die Arme auf dem Rücken und marschierte durch das Zimmer.

Dann blieb er wieder stehen.

„Es hat mich aus dem Schlaf geschreckt, Auguste.“

„Du Herrscher, Du! Warst wohl sehr müde nach der dreistündigen Vorlesung?“

„Gewiß! Aber das ist verflogen . . . hm . . . Jetzt ist die Frage: Was trieb das Mädchen aus dem Zimmer?“

„Gott, Konrad — Du weißt ja, wie das ist. Sie hat so viel Temperament — —“

„Wildheit, meinst Du,“ unterbrach sie der Professor. „Wildheit! Klingt besser und ist deutsch.“

„Nur ja . . . Wildheit! Und wenn sie dann durch etwas geärgert wird, dann ist sie nicht mehr zu halten!“

„Nicht mehr zu halten . . . hm, hm —“ die dürre Hand fuhr durch das lange Haar, — „und was — was reizte sie?“

Etwas nervös antwortete die Frau: „Ihr alter Name, Konrad! Seit sie konfirmirt ist, mag sie ihn nicht mehr hören!“

„Wie? Ella' gefällt ihr nicht mehr?! Ich finde diesen Namen ganz besonders hübsch. „Du weißt, wir haben lange überlegt, wie wir unsere Kinder — hm, hm . . . unser Kind nennen wollten, drei Jahre lang — und nicht ohne Ueberlegung habe ich mich dann zu — hm . . . Ella entschlossen.“

„Aber nein, Konrad, der gefällt ihr ja auch; ihr Spitzname ist's, „Käferchen“! Den mag sie nicht mehr hören.“

„Ach so! — Ein sonderbares Kind. — — Wer nannte sie denn so?“

„Ich! Sie beklagte sich, und aus alter Gewohnheit — . . .“ Sie schob die Arbeit bei Seite. „Man gewöhnt sich's nicht so leicht ab, wenn man's siebzehn Jahre lang mit Freuden gesagt.“

Der Herr Professor, der selber an alten Gewohnheiten krankte, ehrte dies Argument und schüttelte nur über den Unverstand der Tochter den Kopf. Der gestörte Nachmittagschlaf lag ihm ebenfalls noch in den Gliedern.

„Zimmerhin wird man sie zur Rede stellen,“ begann er wieder, „und ihr den Lärm nachmittags zwischen drei und vier Uhr untersagen müssen.“

Und ein Mann der That, drückte er den elektrischen Knopf und stand in Positur, bis das Dienstmädchen erschien.

„Rufen Sie, bitte, meine Tochter,“ sagte er mit Würde. „Außerdem sehe ich, ist ein Knopf Ihrer Taille offen, was entschieden nicht in Ordnung ist.“

Das Dienstmädchen wurde roth. „Der geht immer auf,“ sagte sie verwirrt und nestelte an dem widerspenstigen Hornfabrikat, „und Fräulein Ella — da schon wieder —“ sie zeigte das leere Knopfloch — „Fräulein Ella wird wohl schlafen; sie ging in ihr Zimmer und riegelte ab.“

„Dann pochen Sie gefälligst, bis sie erwacht und besorgen Sie meinen Auftrag. Hernach wenden Sie diesem unordentlichen Knopf Ihr Augenmerk zu. Ich will ihn nur geschlossen oder gar nicht sehen.“

„Schön.“ Das Dienstmädchen lief hinaus.

Nach einem kurzen Weilchen trat Ella in das Zimmer. Die schönen braunen Augen waren roth umrandet und die vollen Rippen in Troß und Aerger aufgeworfen. Wie Wetterleuchten zuckte es in dem hübschen Gesicht.

„Mein Kind — habe ich Dich im Schlaf gestört?“ fragte der Vater. Er war zu höflich, als daß er nicht auch in diesem Falle seine Entschuldigung angebracht hätte.

Doch „Käferchen“ hatte zur Zeit dafür keinen Sinn. „Nein,“ sagte sie ganz kurz angebunden.

„Nun — ich habe auch nicht schlafen können. Du hast mich gestört, und es sollte der Kinder edelste Pflicht sein, den Schlaf der Eltern nicht zu stören.“

„Die Thür flog mir aus der Hand!“

„Wie?“ entsetzt wandte sich der Professor zu seiner Frau. „War etwa wieder Zugluft in der Wohnung?“

Zögernd antwortete die Frau: „Ich — glaube nicht, Konrad.“

„Nein, Vater. Ich wollte sie schnell schließen, und — da . . .“

„Ach so! Dabei flog sie Dir aus der Hand! hm . . . hm . . .“

Er legte den Finger an die Nasenwand, als wäre ihm des Räthfels Lösung aufgegangen. „Das sind Thatfachen, deren Zusammenhang immerhin einleuchtend ist! Aber —“ er hob ein wenig den Gelehrtenton — „wenn Jemandem eine Thür aus der Hand fliegt, dann sind seine Gedanken sicherlich getheilt; dann wendet er dem Werk des Thürschließens nicht die volle Aufmerksamkeit zu. Und das ist's, was ich Dich fragen wollte.“

Er hob den Zeigefinger der rechten Hand und streckte ihn gerade gegen Ella aus.

„Was hat Dich beschäftigt, als Du mit dem Thürwurf meine Ruhe störtest?“

Da aber war's, als erwachte Käferchens Groll von Neuem. Und wie ein Wasserfall sprudelte es von ihren Lippen:

„Ich laß es mir nicht mehr gefallen! Ich laß mich nicht mehr Käferchen nennen . . . Ich bin erwachsen. Jeder dumme Mensch glaubt, mich necken zu dürfen — —“

Sie wurde wieder so wild, daß Vater und Mutter erstaunt sich anblickten.

„Kä . . . Kä . . . — Ella!“ rief die Mutter dazwischen.

Aber Ella hörte nicht. Sie war von der ihr zugefügten Kränkung so schrecklich erregt, daß sie schluchzte, weinte, tobte, schrie und trampelte, und immer wieder nur: „Ich laß es mir nicht mehr gefallen — von Niemandem!“ dazwischen schrie.

Einen kleinen Moment der Ruhe benutzte die Mutter, um Etwas zu sagen. Der Vater war vorläufig noch sprachlos.

„Ich finde es nicht hübsch von Dir, Ella, daß Du Deinen Eltern Vorwürfe machst, weil sie Dir einen Rosenamen gegeben. Den gebraucht man nur . . . wenn man Jemanden recht lieb hat.“

Das stimmte Ella nun wieder weich. „Euch — Euch meine ich ja gar nicht,“ schluchzte sie, „von Euch höre ich's gern, nur — —“

Sie konnte nicht weiter; die Aufregung hatte ihr die Kehle zugeschnürt. Diesen versöhnlichen Moment benutzte der Vater:

„Als Du uns an jenem schönen Juniabend nach langem Hoffen bescheert wurdest, da trat meine liebe, verstorbene Schwester, Deine Tante, zu mir und sprach: Konrad, ein Mädchen ist's, aber ein lieber, goldiger Käfer! Im Andenken daran behielten wir den Namen bei.“

„Das ist's ja eben. Seit ich denken kann, hat man mich gehänselt und geneckt. Auf der Straße die Zungen riefen „Maikäfer, Maikäfer“ hinter mir her, und boten mich aus . . . für'n Pfennig und fünf Nadeln!“

Schon lange hatte der Professor den Kopf geschüttelt.

„Nein, nein, nein! Ein Maikäfer bist Du nicht. Du bist ein Junikäfer . . . hm, hm — aus der Klasse der Phyllopertha, die — wenn sie auch den Rosenblüten schädlich werden können — immer noch ansehnlicher und schöner sind als die Melolonthidae, hm . . . die Maikäfer!“ Er räusperte sich nach dieser Offen-

barung seines Wissens. — „Es war ein schöner Gedanke Deiner seligen Tante, Dich nach diesen munteren Thierchen zu benennen.“

„Dumm wars,“ platzte Ella heraus.

Beide Eltern richteten sich hoch auf.

„Ella — schäme Dich!“

Sie nagte die Unterlippe.

Und der Herr Professor begann von neuem.

„Ich will Dir diese Unart nicht übel nehmen; denn Du bist erregt. Was aber — hm . . . brachte Dich dazu?“

„Der dumme Dr. Willert wars . . .“

„Wie? Mein Assistent?“

„Ja! ich traf ihn auf der Straße, . . . er klagte, er hätte so viel zu thun. Ganz liebenswürdig frage ich ihn, was er denn zu arbeiten hätte. Und er sagt mir ins Gesicht, er schreibe über die Schädlichkeit der Käfer!! — Das lasse ich mir nicht gefallen, von ihm am allerwenigsten!“

„Herr Dr. Willert ist ein fleißiger, strebsamer Mensch.“

„Ein Narr ist er,“ unterbrach ihn seine Tochter, „der das ganze Jahr auf der Erde liegt, um Pflanzen und Käfer zu sammeln!“

„Ella!“ Jetzt gerieth der Professor in Aufregung; denn er sah seine Wissenschaft in Gefahr. Aber nicht lange. Dann drehte er seiner Tochter den Rücken und ging in sein Arbeitszimmer.

„Du bist eben ein unerzogenes Kind. Du solltest Dich schämen!“ das waren seine letzten Worte.

Auch die Mutter war böse. „Pfui! So zu seinem guten Vater zu sein!“ sagte sie. Drauf verließ auch sie die Stube.

Ella warf sich, so lang sie war, auf das Sofa und schluchzte und weinte; aber der Aerger wich nicht aus ihrem Herzen, vielleicht — weil sie sich jetzt selber schuldig fühlte.

Und die Eltern tranken Kaffee und riefen sie nicht dazu. Und die Eltern zogen sich an und gingen fort; aber sie nahmen sie nicht mit.

Sie sagten ihr nicht einmal Adieu!

Nur auf einen Moment erschien noch die Mutter.

„Räume das Kaffeegeschirr aus Pappas Arbeitszimmer und mach' ein wenig Ordnung auf dem Schreibtisch!“ nickte kurz und verschwand.

Ella blieb allein. Ihre Thränen waren endlich verjagt.

War denn das Leben des Weinen's werth? Pah . . .

Sie ging schließlich nach vorn und begann wirklich aufzutrammen. Erst das Geschirr und dann — den Schreibtisch.

Sorgsam nahm sie die einzelnen Papiere und Bücher hoch. Da — auf einmal . . . „Ueber die Schädlichkeit der Sommerkäfer“ von Dr. Heinz Willert!

Sie las es, las es immer wieder mit erstaunten Augen. Das — das war es ja! der Grund und die Ursache zu allem Aerger!

Oh — der Groll kochte in ihr auf. Mit einem energischen Ruck wollte sie das Manuskript auf seinen Platz zurückschleudern, aber — o weh! Der Wurf war zu groß. Statt auf den Tisch fiel es erst auf das Fensterbrett und dann — ohne Halten — auf die Straße.

Starr stand sie, einfach starr; fast gelähmt an den Gliedern. Dann aber durchzuckte es sie. Wenn — wenn . . .

Ja wohl, es war, was sie sich kaum zu denken traute. Es war in den Garten gefallen, grade an einen Baum, dessen Wurzeln der Gärtner mit Wasser gefüllt. Kein Gasten und Eilen nützte mehr. Das Manuskript war verdorben, noch ehe es Ella von seinem unwürdigen Platz hätte aufheben können.

Aber ein Unglück kommt selten allein. Als Ella fassungslos und verwirrt wieder die Treppe hinauf zur Wohnung

schleichen wollte, erschien auch er, der Verfasser dieser so mißhandelten Arbeit.

Er erkannte das junge Mädchen und wurde blaß.

„Um Gottes Willen, was ist denn?“

„Kommen Sie — doch nur — hinauf,“ rief Ella unter Thränen. „Ich will ja — ich will ja . . .“

Aber was sie wollte, wußte sie wohl selber nicht. Denn als sie beide da in Vaters Zimmer saßen, weinte sie nur, und der Herr Doktor wischte und trocknete trostlos an seinem Manuskript.

Jedoch — sein Herz war bald von Mitleid für sie erfaßt.

„Es ist ja nicht schlimm,“ sagte er. „Lassen Sie nur! Wir schreiben es noch 'mal ab . . .“

Sein Ton freilich verrieth seinen Aerger; er entging auch Ella nicht. Und als wollte sie sich von ihrer Last befreien, schrie sie endlich auf: „Hätten Sie mir nur das heute morgen nicht gesagt?“

„Was denn?“ Er horchte auf.

„Daß — daß sie über . . . die Schädlichkeit der Käfer schreiben!“

„Aber Fräulein Ella — es war doch die Wahrheit. Sie sehen — hier ist das Manuskript!“

„Ja — aber Sie haben dabei gelacht, und Sie wissen ganz gut, daß alle Welt mich — mich . . . Käfer nennt!“

Er lächelte. „Gemeint habe ich Sie trotzdem nicht. Und wenn ich lachte, als ich davon sprach — . . . Können Sie sich denn nicht denken, Fräulein Ella, daß es einem im Herzen zum Vachen froh und wohl ist, wenn man solche Arbeit fertig hat?! Eine Arbeit, von der so viel abhängt?!“

Sie blickte auf.

„Ich will mich daraufhin habilitiren. Will das Ziel erreichen, für das ich so lange arbeite.“

„Wirklich?“ sagte Ella schon ganz vergnügt. Aber dann wurde es ihr klar, was sie nun in ihrem Zähzorn verschuldet. Und wieder wurde sie traurig. „Dann ist es doch ein großer Schaden für Sie — das verdorbene Manuskript?!“ rief sie ganz ängstlich.

„Ich lasse es abschreiben!“

Da sprang sie auf. „Ach bitte, bitte — lassen Sie es mich thun! Ich hab's verschuldet, ich will es gut machen. Tag und Nacht will ich schreiben, und so sauber, so gut — —“

Er sah sie lange an. „Könnten Sie das wirklich thun? Was jeder Schreiber gern für ein paar Mark übernimmt? Für mich?!“

Sie senkte den Kopf.

Er reichte ihr die Hand. „Dann wird es mir sicher Glück bringen.“

. . . Und sie schrieb und schrieb — und während sie schrieb, fiel ihr so manches auf, was sie interessirte, und sie fragte den Vater und den Assistenten, und beide lächelten sich an.

„Es ist doch sonderbar,“ sagte der Professor, „daß die Frauen und die Töchter der Naturwissenschaftler sich immer für das Fach der Männer und Väter interessiren — hm . . . hm . . .“

Und weil sie das beide nun für feststehend ansahen, nahmen sie den „Käfer“ auch auf alle Exkursionen mit, und dort schwirrte er dann wie ein lieblicher, bunter Falter um die Herren herum, wenn sie sich suchend auf den Erdboden legten. Dann bürstete sie sie wieder sauber, und sie trug die Sammelbüchse und die Nadeln und den Spiritus und den kleinen Handspaten zum Ausgraben der Wurzeln.

Aber der holde Falter enttäuschte die Naturgeschichte. Denn er verpuppte sich noch einmal . . . und kommt nun mit Schleier und Kranz ans Licht der warmen Herbstsonne.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke. Bilderräthsel.



Charade.

(Vierfüßig.)

Die Sachsen sind das erste Paar,
Wo dieses herrscht, ist alles klar.
Des zweiten Paares geweihter Mund
Macht gern der Helden Thaten kund.
Das Ganze ward in alter Zeit
Geschwungen oft bei Kampf und Streit.

Ergänzungsräthsel.

. e, . . o . n, K k u n f d, K A
Ost u, B

An Stelle der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Familien-glied, Nahrungsmittel, Zeitbestimmung, Schlachthier, Gewässer, Haus-thier, Verwandte, deutscher Dichter, Raubvogel, Behälter. Die eingefügten Buchstaben müssen im Zusammenhang gelesen einen Sinnspruch ergeben.

Zahlenräthsel.

1	3	2	Thier des Waldes.
6	2	1	mechanisches Kunstwerk.
3	2	3	Bündniß.
5	4	7	Fluß in Afrika.
5	4	3	Umstandswort.

Die durch fette Buchstaben bezeichnete Zickzackreihe ergibt den Namen eines schönen deutschen Flusses.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Buße, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).
V, der Vorhandspieler, verliert a-Handspiel auf folgende Karte:

a, b, c, dB, aK, D, 9; d10, D, 7.



Im Skat lagen aA, 10, sodaß das Spiel mit 9 Matadoren ging. M hatte 15 Augen mehr in der Karte als H. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Telegramm-Räthfels.

Frohe Pfingsten! (Frosch, Erna, Pfeil, Angst, Schein.)

Auflösung des Bilderräthfels.

Stimmenmehrheit.

Auflösung des Wortspiels.

a, Keis, Elle, Bias, Abel, Abel, Egel, Aische, Hering, Eid.
b, Preis, Felle, Ilias, Nadel, Gabel, Segel, Tasche, Ehering, Neid.

Auflösung des Buchstabenräthfels.

Balkon, Balken, Balkan.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von Franz Schrifer: W. Ke2, Db1, Ta6, Lc5, g8, Sa4, g6, Bf4; Schw. Kd5, Te8, e8, La8, c7, Sc4, f2, Be6, f5.)

1. Ta6-e6; Te6+; 2. De4+.
1., Tg8; 2. Se7+.
1., beliebig anders; 2. De4+.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Bruno Ballert, Alfred Cohn, Stanislaus Musielewicz, Willi Kühner, Ewald Beck, Hans Reimann, Walter Kettig, Elna Zuz, Reinhold Kühnelt, Heinrich Strud, Erich Rosenberg, Curt Schendel, Käthe Schliefer, Herbert Hauptmann, Bruno Bannach, M. Marcus, Edwin Bunn, Trudchen Schmidt, Georg und Hartwig Lensch, Hans Doepffer, Alfred Damm, Willy Eichler, Cohn, Emma Gundlach, Edmund Ehrhardt, Otto Pagel, Conrad Rosenthal, Kurnik, Johannes Schellong, Max Koncewicz, Arihur Hecht, Becker, Bromberg, Emil Schmölzer, Bleichfelde, Herbert Hohenstein, Nadel, Frieda und Fritz Rau, Prinzenthal.